

Deutschland, ein Faschingsmärchen

Doris Dörries „Keiner liebt mich“: Ein provozierend leichtgewichtiger Film über ein schwerfälliges Volk

Deutschland 1994 – Buch und Regie: Doris Dörrie. Kamera: Helge Weindler. Musik: Niki Reiser. Darsteller: Maria Schrader, Pierre Sanoussi-Bliss, Michael von Au, Elisabeth Trissenaar. Verleih: Buena Vista. 104 Minuten.

Die Frage ist so abgedroschen, daß man nicht mehr weiß, ob sie schwachsinnig oder tiefsinnig ist. Dennoch gibt, wer auf sie antwortet, bereits ein großes Stück seiner Persönlichkeit preis und, wenn man Doris Dörrie glauben will, sogar noch mehr: einen Teil des Volkscharakters. Deutsche, so behauptet sie mit ihrem neuen Film *Keiner liebt mich*, werden ein halb volles Glas immer halb leer nennen, und zwar einfach deshalb, weil sie vom Grund ihrer Volksseele her negativ, übel-launig und miesepetrig sind. An halben Sachen kann sich ein(e) Deutsche(r) nicht freuen. Lieber gibt er/sie sich dem ganzen Unglück hin.

So banal das auch ist, man kann nicht leugnen, daß etwas dran ist an dieser Vulgärpsychologie. Aber läßt sich daraus ein ganzer Film machen? Nun, Doris Dörrie hat's immerhin versucht und behauptet jetzt keck, einen Film über Deutschland gemacht zu haben. Das ist ihr, ums gleich vorwegzunehmen, auch halb geglückt, was entgegen aller rechnerischen Logik durchaus mehr ist als halb mißglückt.

Dörries Protagonistin ist Fanny Fink. Schon der Name klingt wie ein Pseudonym, und Maria Schrader spielt die 30jährige wie den Prototyp einer Generation, der ein klares Image von sich selber wichtiger ist als das lästige Durcheinander, das man Leben nennt. Verständlich, daß es mit der *coolness* soweit nicht her ist; dafür ist das persönliche Chaos größer, als es sein müßte. Und weil Fanny keine feste Beziehung mehr hat, neigt sie zur Schrulligkeit.

Soweit wäre alles normal; menschlich eben. Deutsch wird die Geschichte durch einen Charakterzug, der dem deutschen Film seit den Zehner Jahren einen verhängnisvoll dramatischen Unterton verleiht: die Verliebtheit in den Tod. So trägt Fanny nur schwarze Kleider, besucht einen Kursus für Sterbehilfe und bastelt an einem Schaumgummisarg, den sie dann mitten in die Wohnung stellt, um nach Stimmung darin zu schlafen.

An der Übertreibung merkt man, daß Doris Dörrie den Hang zur Tragik für eine Komödie nutzt. So stellt sie der todes-süchtigen Fanny eine etwas abgeschabte Lichtgestalt in Form eines schwarzen Mannes gegenüber, der als bemaltes Todesgerippe tagsüber sein Geld verdient und nachts in Schwulenbars als Playback-Sänger auftritt. Dieser Orfeo (Pierre Sanoussi-Bliss) verkörpert alles, was einem deutschen Kleinbürger von Herzen

zuwider ist, also stellt die Dörrie ihn als Vorbild hin. Einfach deshalb, weil er im Übermaß zu haben scheint, was den Deutschen so gründlich abgeht: Lebensfreude, Lebenskraft und ganz besonders ein unbändiger Überlebenswille.

Der äußert sich in Handlungen, die nicht immer dem entsprechen, was ein braver Deutscher unter „tadellos“ versteht; aber sie bezaubern durch Witz, Herzengüte und Unverschämtheit. So findet der chronisch bankrotte Orfeo ganz und gar nichts dabei, Fanny für ein paar Hunderter einen laschen Budenzauber anzudrehen, mit dem sie sich den neuen fieschen Hausverwalter Lothar (Michael von Au) angeln kann.

Dieser Lothar Sticker, der sich selber noch mehr vormacht als den andern, bestrickt Fanny erstens durch seinen schwarzen Jaguar und zweitens durch sein Armani-Outfit. Nimmt man Fannys Todesfarben und Orfeos Todesbemalung mit hinzu, dann wird schnell klar, wie sehr sich Doris Dörrie Bekleidung nur noch als Verkleidung vorstellen kann. Das Innere, das Wesentliche wird verdeckt von falschem Schein. Da trifft es sich gut, daß *Keiner liebt mich* in der Zeit der Narren spielt, während des Kölner Karnevals. Denn nun kann Fanny, ihrer angeblich letzten Illusion beraubt – weil es Sticker nämlich in ihrem Auto mit ihrer besten

Freundin treibt – aller Kostümierung entkleidet, quasi nackt, durch das Gewühl der Masken hetzen. Und auch Orfeo wird, nur mäßig bedeckt, auf dem Dach eine Nacht verbringen, von der er sich nicht wieder erholt.

Doch das ist das Schöne an diesem Film, daß all diese Details, in denen ja eine gehörige Portion inszenatorischer Überlegung steckt, ganz beiläufig wirken, so überhaupt nicht ausgedacht. Eben das macht diese Komödie über Lebensfreude und Todessüchtheit so angenehm selbstverständlich, daß man schon wieder Mühe hat, ihr überhaupt eine Fallhöhe zuzubilligen. Dabei ist genau dieser Einwand bereits etwas zutiefst Deutsches – ganz als dürfte man nicht lachen, ohne sofort an etwas Bedeutendes zu denken.

Daß man nichts zu bedauern habe, wenn man nur tüchtig gelebt hat, das singt Edith Piaf natürlich französisch. Doris Dörrie setzt dieses wunderbare Chanson aus der Nachkriegszeit ein wie eine Hymne an das richtige Leben, das es bekanntlich bei Deutschen auch dann nicht gibt, wenn sie keine Adorno-Anhänger sind. Aber aufs Rezept kommt's gar nicht so an. Entscheidend ist die Diagnose. Und die ist – dank Doris Dörries stellenweise irritierender Begabung, gerade im Seichten das Wesentliche zu erkennen – nicht so falsch. Ob uns das nun paßt oder nicht.

PETER BUCHKA